

(Nachdruck verboten.)

67)

## Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

„Der Tod kommt langsam zu mir . . . hat keine Lust . . .“ sagte Jegor, ohne sich zu bewegen und ohne die Augen zu öffnen. „Augenscheinlich tue ich ihm leid, war solch ein prächtiger, verträglicher Bursche . . .“

„Du solltest schweigen, Jegor Iwanowitsch!“ bat die Mutter und streichelte leise seine Hand.

„Warten Sie nur, Alte, ich schweige bald . . .“

Er feuchte und brachte die Worte mit riesiger Anstrengung heraus und fuhr in seiner, von langen, ohnmächtigen Pausen unterbrochenen Rede fort:

„Das ist ausgezeichnet, daß Sie mit uns zusammengehen . . . Angenehm, Ihr Gesicht zu sehen, Alte . . . und Ihre aufmerksamen, offenen Augen . . . Ihre Treuherzigkeit . . . Wie enden Sie einmal? — frage ich mich. — Trauriger Gedanke, daß auf Sie wie auf alle anderen Gefängnis, Verbannung und alle mögliche Schweinerei wartet . . . Sie fürchten sich doch nicht vor dem Gefängnis?“

„Nein!“ antwortete sie einfach.

„Nun ja, natürlich . . . aber trotzdem ist das Gefängnis ein Dreck . . . hat mich zum Krüppel gemacht . . . Ofter gesagt, ich will gar nicht sterben . . .“

„Vielleicht stirbst Du noch nicht!“ wollte sie erwidern, schwieg aber, als sie in sein Gesicht blickte.

„Ich könnte noch arbeiten . . . gar nicht übel . . . wenn man aber nicht arbeiten darf, nichts zu leben hat, und das Leben gar so dumm ist, dann . . .“

„Zwar richtig, aber nicht tröstlich!“ fielen der Mutter unwillkürlich die Worte Andrejs ein, und sie seufzte schwer. Sie war von dem Tage sehr ermüdet und hätte gern gegessen. Das eintönige, feuchte Geflüster des Kranken erfüllte das Zimmer und glitt hilflos an den glatten Wänden hin. Die Lindenwipfel vor dem Fenster glichen tief herabhängenden Wolken, und ihre traurige, schwarze Farbe erregte Verwunderung. In der düsteren Unbeweglichkeit und wehen Erwartung der Nacht erstarb alles sonderbar . . .

„Wie ist mir schlecht!“ sagte Jegor, schloß die Augen und verstummte.

„Schlaf ein!“ rief die Mutter. „Vielleicht wird Dir dann besser.“

Dann horchte sie auf seinen Atem, blickte um sich, sah einige Minuten von eisigem Kummer ergriffen unbeweglich da und träumte.

Vorsichtiges Geräusch an der Tür weckte sie, sie fuhr zusammen und sah die offenen Augen Jegors.

„Ich bin eingeschlafen . . . verzeih!“ sagte sie leise.

„Verzeih Du mir auch . . .“ gab er ebenso zurück.

In das Fenster blickte die Abenddämmerung, trübe Kälte bedrückte die Augen, alles wurde sonderbar düster, das Gesicht des Kranken wurde dunkel.

Jetzt ertönte Geräusch und die Stimme Ludmilla's.

„Sitzen im Dunklen und flüstern . . . wo ist denn hier der Knopf?“

Das Zimmer wurde plötzlich mit weißem, unfreundlichem Licht übergossen. Mitten in ihm stand Ludmilla ganz schwarz, groß, gerade.

Jegor fuhr zusammen und hob die Hand an die Brust.

„Was ist?“ rief Ludmilla und lief zu ihm.

Er blickte die Mutter starr an, seine Augen blieben stehen, und jetzt schienen sie groß und sonderbar hell.

„Wart . . .“ flüsterte er.

Den Mund weit öffnend, hob er den Kopf in die Höhe und streckte die Hand nach vorne aus . . . Die Mutter nahm vorsichtig seine Hand, hielt den Atem an und blickte in Jegors Gesicht. Mit einer krampfhaften, starken Halsbewegung warf er den Kopf zurück und sagte laut:

„Ich kann nicht . . . es ist aus . . .“

Sein Körper zitterte weich, der Kopf fiel kraftlos auf die Schulter, und in den weit geöffneten Augen spiegelte sich das kalte Licht der über dem Bett brennenden Lampe.

„Mein Liebling!“ flüsterte die Mutter.

Ludmilla trat langsam vom Bette fort, blieb beim Fenster stehen, blickte vor sich hin und sagte mit einer Frau Wlajow unbekanntem ungewöhnlich lauten Stimme:

„Er ist tot . . .“

Sie beugte sich nieder, stützte die Ellbogen auf die Fensterbank und sagte mit zitternder Stimme:

„Ist gestorben . . . ruhig und mannhaft . . . ohne Klagen . . .“

Und plötzlich sank sie, als hätte man sie an den Kopf geschlagen, kraftlos auf die Knie, bedeckte das Gesicht mit den Händen und stöhnte gepreßt und dumpf.

Die Mutter faltete die schweren Hände Jegors auf seiner Brust zusammen, legte den sonderbar warmen Kopf auf dem Kissen zurecht, wischte sich schweigend die Tränen ab, trat zu Ludmilla, beugte sich über sie und streichelte leise ihr dichtes Haar. Das Weib wandte sich langsam zu ihr um; ihre matten Augen waren krankhaft weit geöffnet, sie stand auf und flüsterte:

„Ich kenne ihn schon lange . . . wir haben zusammen in der Verbannung gelebt, haben im Gefängnis gefessen . . . bisweilen war es unerträglich, abscheulich, viele haben den Mut verloren . . .“

Trockenes, lautes Schluchzen schnürte ihr die Kehle zu, sie unterdrückte es mit Mühe und näherte ihre durch ein Gefühl zärtlicher Trauer gemilderten und verjüngten Züge dem Gesicht der Mutter; dann fuhr sie schluchzend ohne Tränen fort:

„Er aber war immer und immer lustig, scherzte, lachte . . . verbarg männlich seine Leiden . . . bemühte sich stets, die Schwachen zu ermutigen . . . der Gute, Barte, Liebe . . . Dort in Sibirien richtet Untätigkeit die Menschen zugrunde, ruft oft böse Gefühle gegen das Leben wach — wie verstand er dagegen zu kämpfen! . . . Was war er für ein Freund, wenn Sie das wüßten! Sein eigenes Leben war schwer und qualvoll . . . aber ich weiß, niemand hat Klagen von ihm gehört . . . niemand . . . niemals. Ich war sein bester Freund . . . ich bin ihm durch viele Bande verknüpft, er hat mir alles gegeben, was er von seinem Verstande abgeben konnte und hat dagegen einsam und müde nie weder Zärtlichkeit noch Aufmerksamkeit verlangt . . .“

Sie trat zu Jegor, beugte sich nieder, küßte seine Hand und sagte bekümmert und halb laut:

„Mein teurer, lieber Freund, ich danke Dir, danke Dir von ganzem Herzen . . . Leb wohl! Ich werde arbeiten wie Du . . . unermüdet, ohne Schwanken . . . das ganze Leben . . . Leb wohl!“

Hektisches Schluchzen erschütterte ihren Körper und schweratmend legte sie den Kopf zu Jegors Füßen auf das Bett. Die Mutter weinte schweigend viele heiße Tränen, die ihre Wangen verbrannten. Sie bemühte sich, sie zurückzuhalten; sie wollte Ludmilla mit einer ganz besonderen innigen Liebesjong zu Hilfe kommen, wollte mit schönen, lieben, traurigen Worten von Jegor sprechen . . . Durch ihre Tränen sah sie sein eingefallenes Gesicht, seine von den gesenkten Lidern schläfrig bedeckten Augen und die dunklen Lippen, auf denen ein leichtes Lächeln erstarrt war. Es war still und bedrückend hell . . .

Hastig und wie immer mit kleinen Schritten trat Iwan Danilowitsch ein, blieb plötzlich mitten im Zimmer stehen, schob mit einer schnellen Bewegung die Hände in die Taschen und fragte nervös und laut:

„Sähen lange? . . .“

Man gab ihm keine Antwort. Er schaukelte sich leise auf den Füßen, wischte die Stirn, trat zu Jegor, drückte seine Hand und ging beiseite.

„Kein Wunder . . . bei seinem Herzen . . . mußte schon vor einem halben Jahr eintreten . . . ja . . .“

Seine hohe, unangebracht laute, gezwungen ruhige Stimme riß plötzlich ab. Den Rücken gegen die Wand gelehnt, drehte er mit geschwinden Fingern seinen Bart und blickte unsicher auf die Gruppe am Bett.

„Noch einer . . .“ sagte er leise.

Ludmilla stand auf, trat zum Fenster, öffnete es. Die Mutter erhob den Kopf, blickte um sich, seufzte. Eine Minute später standen alle drei dicht aneinander gedrängt am Fenster und blickten in das finstere Antlitz der Herbstnacht. Ueber

Den schwarzen Baumwipfeln glänzten die Sterne und ließen die Himmelshöhe unendlich tief erscheinen. . . .

Ludmilla fasste die Mutter bei der Hand und lehnte schweigend den Kopf gegen ihre Schulter. Der Doktor beugte den Kopf tief herab und wuschte mit dem Taschentuch sein Bincenez. In der Stille vor dem Fenster atmete müde der Abendlarm der Stadt; Kälte wehte ins Gesicht und bewegte das Haar auf dem Kopfe. Ludmilla zitterte, und über ihre Wangen flossen Tränen. . . . Im Korridor des Krankenhauses ertönten unterdrückte, dumpfe, erschreckte Laute, hastige Scharren von Füßen, mattes Stöhnen trauriges Flüstern. Die drei standen unbeweglich am Fenster, blickten in die Dunkelheit und schwiegen.

Die Mutter fühlte sich überflüssig, machte behutsam ihre Hand frei, verbeugte sich gegen Jegor und trat zur Tür.

„Gehen Sie fort?“ fragte der Doktor leise, ohne sie anzubliden.

„Ja.“

Auf der Straße dachte sie an Ludmilla und ihr fielen deren spärliche Tränen ein:

„Sie kann nicht einmal weinen. . .“

Die letzten Worte Jegors riefen einen Seufzer bei ihr hervor. Als sie langsam auf der Straße dahinschritt, dachte sie an seine lebhaften Augen, seine Späße, seine Erzählungen aus dem Leben.

„Einem guten Menschen wird das Leben schwer, der Tod — leicht. . . . Wie werde ich wohl sterben? . . .“

Dann stellte sie sich Ludmilla und den Doktor in dem weissen, allzu hellen Zimmer am Fenster und die toten Augen Jegors hinter ihnen vor; wehes Mitleid mit den Menschen ergriff sie, sie atmete schwer und ging schneller, ein unklares Gefühl trieb sie vorwärts.

„Ich muß schneller! . . .“ dachte sie, dem traurigen, aber lebhaften Drang nachgebend, der sie im Innern sanft anstieß.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Können manche Tiere werfen?

Von Dr. Th. Zell (Berlin).

Da gewiß schon der Mensch in der grauesten Vorzeit mit Steinen geschleudert hat, so scheint es dem einfachen Manne als etwas ganz Selbstverständliches, daß auch Tiere das gleiche tun. Er legt sich gar nicht die Frage vor, ob denn ein Tier hierzu überhaupt imstande ist. So schwören noch heute manche Gensenjäger darauf, daß die verfolgte Gemse, um den Jäger abzuschrecken, Steine gegen ihn schleudert. Erst kürzlich las ich in einer unserer vornehmsten Jagdzeitschriften den Bericht über eine Gensjagd, worin von dem Werfen der Gemse auf ihre Verfolger berichtet wurde, als wenn es die selbstverständlichste Sache von der Welt wäre. Fest steht ja unzweifelhaft die Tatsache, daß auf den Jäger Steine und Felsblöcke geschleudert werden, während er die Gemse verfolgt. Die Frage ist nur die, ob diese Gegenstände sich zufällig gelöst haben, während das Tier flüchtete, oder ob sie absichtlich von dem Vierfüßler geschleudert worden sind. Nimmt man das letztere an, so müßte das Tier während der Flucht absichtlich Steine oder lockere Stellen aufsuchen und nun so laufen, daß sie mit den Hinterfüßen getroffen werden. Hierzu gehört doch ein ziemlich starker Glaube.

Im übrigen ist die Vorstellung, daß die Tiere gegen ihre Verfolger Gegenstände schleudern, uralt, weil sie eben dem natürlichen Menschen so nahe liegt. Vom Strauße berichtet es schon Diodorus Siculus und bemerkt, daß die ihn verfolgenden Reiter oft schwer getroffen werden. In Wirklichkeit werden die Sandballen und ähnliche Gegenstände, die der flüchtende Vogel unabsichtlich hinter sich schleudert, zu diesem Glauben den Anlaß gegeben haben. Vom Stachelschwein lesen wir bei Oppian, daß sie die allergefährlichsten Tiere seien. Werden sie verfolgt, so nehmen sie mit Bindeschnelle Reißaus, aber sie kämpfen im Fliehen, denn sie schießen ihre tödlichen Stacheln gerade hinter sich gegen den Feind. Der Jäger darf also keinen Hund gegen sie loslassen, sondern muß sie mit List fangen.

Wir wissen ganz bestimmt, daß das Stachelschwein gar nicht daran denkt, seine Stacheln fortzuschleudern, ja daß es hierzu gar nicht fähig ist. Auch hier kann der Grund nur darin liegen, daß Hunde beim Angriffe auf diesen harmlosen Gefellen sich Stacheln eingezo-gen und dadurch bei dem Jäger den Glauben erweckten, der Stachelträger hätte eine seiner Waffen auf seinen Verfolger abgeschossen.

Der Glaube ist also uralt und sehr naheliegend. In Wirklichkeit kommt bei der Frage, ob Tiere werfen können, wohl nur der Affe in Betracht. Hier ist nun eine interessante Meinungsverschiedenheit zwischen Brehm und Rechuel-Loesche zu beobachten, mit der wir uns etwas näher beschäftigen wollen. Brehm schildert nämlich folgendes Erlebnis:

Als ich mit dem Herzoge von Koburg-Gotha, seinen fürstlichen Begleitern und der übrigen Reizegesellschaft das zweite Mal durch das Tal von Mensa zog, machte uns einer der Abessinier auf einige Mantelpaviane aufmerksam, die auf ziemlich hohen Bäumen saßen. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil die Paviane gewöhnlich nur im Notfall die Bäume ersteigen. Selbstverständlich wurde sofort auf die entdeckten Schelme Jagd gemacht, obgleich ich davon abriet, weil ich richtig vermutete, daß die Hauptmenge auf der anderen Seite des Berges sitzen würde. Beim Umgehen einer Talbiegung sahen wir denn auch eine der größten Herden, die uns überhaupt vorgekommen, langsam an den Bergwänden dahinschreiten. Ihnen wurde jetzt eine wahre Schlacht geliefert. Mehr als zwanzig Schüsse fielen von uns, mehrere der Paviane wurden getötet, viele verwundet und die ganze Herde nach und nach auf den Kamm des Berges getrieben. Anfänglich schossen wir vom Talgrunde aus, bald aber suchten wir an der gegenüberliegenden Wand geschütztere Standorte; denn die von uns durch unsere Schüsse ebenso erschreckten wie erzürnten Tiere griffen jeden Stein auf, den sie auf ihrem Wege liegen sahen, und rollten ihn in die Tiefe hinab. Der Büchsenpanner des Herzogs versicherte, ein großes Männchen gesehen zu haben, das mit einem gewaltigen Steine unter dem Arme einen Baum ersteigen und von dort aus seine Würde nach uns zu in die Tiefe hinabgeschleudert habe. Mehrere der Kollschne flogen uns im Anfange so nahe an den Köpfen vorbei, daß wir das Lebensgefährliche unserer Stellung augenblicklich einsahen und förmlich flüchteten, um bessere Plätze zu gewinnen. Während des Gefechtes blieb die Talsohle für unsere nachkommende Karawane vollständig gesperrt; denn die Hamadryaden (Mantelpaviane) rollten Steine von mehr als Kopfgröße zur Tiefe hernieder.

Siergegen macht Professor Rechuel-Loesche folgendes geltend: Es wird erzählt, sagt er, daß die Affen sich mit abgebrochenen Ästen wehren, und es wird ziemlich allgemein angenommen, daß sie Steine, Früchte, Holzstücke und andere Gegenstände von oben herab auf ihre Gegner schleudern. Dieser Glaube entspringt wohl durchweg ungenauen Beobachtungen. Seine Anhänger und Verbreiter sahen vielleicht doch nur, was sie nach den mannigfaltigen Berichten voraussetzten, nicht, was wirklich geschah. Baumast brechen im übermütigen Spiele dürres Geäst ab, indem sie darauf springen, wippen und daran rütteln, aber sie werfen nicht damit nach einem etwa unten Stehenden, ebensowenig wie mit Früchten oder anderen Gegenständen, die sie vielleicht in den Händen halten und natürlich fallen lassen, wenn sie erschreckt werden und fliehen. Auch Paviane, davon ich besonders die Tschafmas zu hunderten recht oft und sorgfältig beobachten konnte, denken nicht daran, von ihren Felsenföhen mit Steinen nach Verfolgern zu werfen. Von den Stellen, wo sie sich gerade befinden, rollen und fallen zwar Felsbrocken herab, aber nur zufällig und auch dann, wenn kein Feind in Sicht ist. Denn die kräftigen Tiere wenden eifrig loses Gestein um, weil darunter allerlei Getier haust, dem sie nachstellen. Auch bei ihrem Umlerstellern und lustigen Spielen, bei ihrer Flucht bringen sie — wie der Mensch, der an Bergabenden herumfliegt — manche Felsstrümmen aus dem Gleichgewicht, lösen die Geröllanhäufungen, die dann zu Tal prasseln; ferner verursachen sie dies aus reinem Mutwillen, so wie Baumast einen brüchigen dürren Asten loswippen.

Rechuel-Loesche hält es demnach für gänzlich ausgeschlossen, daß Paviane werfen, überhaupt sieht er den Erzählungen sehr skeptisch gegenüber, daß Affen Gegenstände auf ihre Verfolger schleudern. So ganz aus der Luft dürften diese Berichte nicht gegriffen sein, denn in Zoologischen Gärten habe ich wiederholt gesehen, daß Affen sich an ihren Beleidigern dadurch rächen, daß sie nach diesem mit dem ersten besten Gegenstande warfen. Im Berliner Zoologischen Garten befindet sich z. B. ein starker Magot, „Peter“ genannt, der jedem Besucher, der ihn neckt, ohne weiteres mit einer Handvoll Sand begrüßt. Das ist dem Publikum so bekannt, daß viele ihn nur deswegen necken, um zu sehen, wie er ärgerlich eine Handvoll Sand nimmt und sie gegen den Urheber seines Jorns schleudert. Darwin erzählt von einem Pavian einen ähnlichen Fall. Am Kap der guten Hoffnung hatte ein Offizier einen Pavian häufig genetzt. Als ihn eines Sonntags das Tier zur Parade gehen sah, goß es Wasser in ein Loch und rührte rasch einen dicken Erdbrei zusammen, mit dem es den vorübergehenden Offizier geschickt bespritzte. Noch lange nachher triumphierte und freute sich der Pavian, wenn er sein Opfer sah. Ebenso hat auch Darwin gesehen, daß der Schimpanse den erstbesten Gegenstand, den er bei der Hand hat, nach einer Person wirft, die ihn beleidigt hat.

Ganz ausführlich spricht sich auch Direktor Schmidt über das Werfen der Affen bei den Schilderungen eines Orang-Utans aus. Diesem Affen wurde ein großer Spiegel in den Käfig gebracht, in dem der Orang-Utan zu seinem Erstaunen einen Genossen erblickte. Hier heißt es in dem Berichte folgendermaßen: Furchtsam trat er den Rückweg an, bald aber hatte er sich überzeugt, daß eine Gefahr nicht vorhanden sei, und er setzte sich nun vor den Spiegel hin, um sein Gegenüber zu betrachten. Daß dieses sich ebenfalls ruhig verhielt, machte ihn dreist, und bald wagte er, den vermeintlichen Feind, den er noch vor wenigen Minuten sehr gefürchtet hatte, herauszufordern. Dies geschah aber keineswegs in der tierischen Weise, wie bei anderen Affen, die in diesem Falle rüdende Bewegungen machen, schreien und dergleichen, sondern er

bediente sich eines weit menschlicheren Verfahrens, um jenem seine Achtachtung auszudrücken, indem er nach ihm spuckte.

Natürlich blieben die Geschosse wirkungslos, der andere schritt nicht zum Angriff, und es mußte ihm mit einem kräftigeren Mittel zu Leibe gerückt werden. Der harmlose hölzerne Hammer wurde zum Streithammer und slog alsbald wuchtig nach dem Gegner. Da aber der Drang dieses Schleudern nicht mit den Armgelenken, sondern mittels einer rotierenden Bewegung des Handgelenkes ausführte, wahrscheinlich, weil er dabei den Arm zwischen den Gitterstäben herausstrecken mußte, so verfehlte das Werkzeug jedesmal sein Ziel und fiel seitlich nieder. Einigemal gelang es dem Tiere, den Hammer senkrecht emporzuwerfen, was ihm offenbar große Freude machte die man deutlich aus seinem, trotz der kritischen Situation, vergnüglich schmunzelnden Gesichtsausdruck erkannte! Natürlich hatte er alsbald die Unzweckmäßigkeit seines Verfahrens begriffen und fand nun in einigen Protesten, die von seinem, durch Aufstellen des Spiegels unterbrochenen Frühmahl noch übrig waren, ein leichter zu handhabendes Wurfgeschloß, das dann auch sofort dem Gegenüber an den Kopf slog.

Von sonstigen Säugetieren können nur solche in Betracht kommen, die wie Katzen und Bären eine Pranke oder einen Küssel wie der Elefant oder sehr bewegliche Vorderpfoten wie die Eichhörnchen und andere Nagetiere besitzen. Zwar wirft in der Fabel der Bär nach der Fliege, die auf dem Kopfe des befreundeten Einsiedlers sitzt, mit einem Steine. Daß jedoch in Wahrheit ein solches Wesen niemals beobachtet worden ist, davon habe ich noch niemals etwas gehört.

Höchst merkwürdig ist es, daß es niedrigstehende Tiere gibt, die ihren Lebensunterhalt durch Werfen, ja sogar durch Treffen verdienen, beispielsweise die Schützenfische. Sobald diese, schreibt Brehm, eine Fliege oder ein anderes Kerbtier auf einer über das Wasser hängenden Pflanze sitzen sehen, nähern sie sich bis auf eine Entfernung von einem bis anderthalb Meter und spritzen aus ihrem röhrenförmigen Schnabel einige Wassertropfen so heftig und so sicher nach der Beute, daß sie solche selten verfehlen. Den Japanern dienen diese Schuppenflosser zur besonderen Augenweide. Man hält sie in kleinen Wasserbecken, in deren Mitte ein Stod etwa sechzig Zentimeter über das Wasser emporragt; in den Stod sind hölzerne Zapfen eingelassen, an denen die jenen zur Nahrung dienenden Kerbtiere leicht befestigt werden. Bald, nachdem dies geschehen, erscheinen die Fische, umschwimmen zuerst den Pfahl, kommen dann zur Oberfläche des Wassers empor, verweilen ruhig auf einer und derselben Stelle, heften die Augen einige Zeit auf das betreffende Kerbtier, spritzen plötzlich einige Tropfen Wasser nach demselben, werfen es dadurch herab und verschlucken es, wenn ihnen ihr Schuß glückt. Treffen sie nicht, so schwimmen sie einigemal um den Pfahl herum, stellen sich von neuem auf und tun wie vorher. Beim Auspritzen vernimmt man ein Geräusch, wie kleine Wasserspritzer es hervorbringen. Die Sicherheit, mit der sie den Wasserstrahl auf ihre Opfer werfen, ist bewundernswürdig.

Auch unser in Deutschland so häufiger Ameisenlöwe gilt allgemein als vortrefflicher Werfer. Er lauert auf dem Grunde eines selbstgegrabenen Trichters auf Insekten, hauptsächlich Ameisen, die sich hineinverirren, und die er dann packt und ansaugt. Natürlich sucht, sagt Professor Wüchser, das unglückliche Tierchen, sobald es fühlt, daß der Boden unter seinen Füßen weicht, zu entkommen, indem es an den Seiten der Grube emporklimmt. Aber der Ameisenlöwe weiß diese Anstrengungen dadurch zu vereiteln, daß er mittels seines breiten Kopfes einen Sandregen über das Tier wirft, der dasselbe beim Hinabrollen mitnimmt und in den Bereich des Räubers bringt.

Wir gelangen also zu folgendem Ergebnis. Tiere, die wirklich werfen und auch treffen, sind eigentlich nur die Schützenfische. Diese werfen aber nicht mit der Hand. Von den Säugetieren kommen nur die Affen in Betracht, die nach den Beobachtungen in Zoologischen Gärten unzweifelhaft werfen können. Da ihr Treffvermögen sehr gering ist, so hat Rechuel-Loesche wahrscheinlich recht, wenn er behauptet, daß sich frei lebende Affen dieses Mittels nicht bedienen. Das gleiche ist von den Elefanten anzunehmen.

Hiernach muß man es erst recht als Jertum auffassen, daß Strauße oder Bierföhler wie Gemen gegen ihre Verfolger Steine schleudern.

## Kleines feuilleton.

Münchener Bilderbogen. Programmgemäß ist am 14. September mit der dritten Aufführung der „Götterdämmerung“ die 7. Wagner-Saison im Münchener Prinzregenten-Theater zu Ende gegangen. Die auf Hebung der Münchener Wagner-Industrie sagt so sehr wie auf Hebung ihres Abonnementstandes bedachten bürgerlichen Gazetten mußten frohlockend zu melden, daß die Vorstellungen bis zuletzt ausverkauft gewesen seien. Wenn nun auch im Gegensatz zu dieser optimistischen Klunkerlei an den letzten Abenden das Theater sehr „wattiert“ war, so dürfte die Münchener Rheingold-Rünze — aus Rheingold wird hier reines Gold gemünzt — doch mit dem Resultat der Festspiele sehr zufrieden gewesen sein, ebenso die Stadtväter, die der bängigen Sorge um die abermalige Erhöhung des beträchtlichen Festspielzuschusses (56 000 Mark pro Jahr) wieder für ein Jahr entbunden sind. Wenn auch kein finanzielles Defizit, so haben die sogenannten Festausfüh-

rungen doch im letzten Teil ein künstlerisches Defizit ergeben. Schuld daran waren große Besetzungsfehler. Um nur ein Beispiel zu nennen: man ließ trotz des energischen Protestes der ersten Kritik im drit zu Ding eine Engländerin Miss Fay, Mitglied der Münchener Oper und Günstling eines allmächtigen Oberregisseurs, die Rolle der Sieglinde singen, trotzdem die stümperhaft spielende Dame schon als Elizabeth durchgefallen war und trotzdem die beste deutsche Sieglinde Fräulein Lorena zur Verfügung stand. Exzellenz Speidel steht nämlich nach wie vor der Presse gegenüber auf dem „Justament nôt“-Standpunkt. Lassen wir ihn stehen!

Gestern ist auch der sogenannte 16. Internationale Friedenskongreß zu Ende gegangen. Eine rein dekorative Versammlung harmloser redseliger Ideologen und unpolitischer Utopisten aus aller Herren Länder mit Passy-Paris, Verta von Suttner, Lafontaine-Brüssel, Justizrat Heilberg-Breslau, Stead-London, Moneta-Mailand an der Spitze und unter dem Präsidium des Obergeschäftshubers Dr. Quidde. Unendlich viel philanthropisches Gefasel und ethische Gefühlsduselei, aber ohne radikale Tatkraft. Verwahrten sich doch diese zahmen Pazifisten mit den Antimilitaristen verwechselt zu werden. Denn „der Antimilitarismus sei der Pazifismus der dummen Kerle“. Die waffenstarrten europäischen Kabinette werden von dieser Opportunistenpolitik der internationalen Friedenskonferenzen mit Genugtuung Kenntnis genommen haben. Den Haager Dauerschläfern drahteten die Münchener Pazifisten folgende Resolution zu:

„Der 16. Weltfriedenskongreß glaubt die feierliche Eröffnungsfeier nicht früher vorübergehen lassen zu dürfen, ohne sich mit seinen Wünschen nach dem Haag zu wenden und den dort vertretenen Regierungen die Bitte ans Herz zu legen, sie möchten alles aufbieten, um zu einem greifbaren und wesentlichen Ergebnisse für die Weiterbildung des Völkerrechts und die bessere Sicherung des Weltfriedens zu gelangen. Die Versammlung ist überzeugt, mit dieser Bitte dem Wunsche aller Völkerkreise und den tiefsten Sehnen der Menschheit Ausdruck zu geben.“

Es gab dann noch einige Höhepunkte auf diesem redseligen Kongreß: Verta von Suttners Rede an die Frauen zur Propaganda der Weltfriedensidee, Quiddes Begrüßungsrede in vier Sprachen — wofür ihn die Verlags-School zum Ehrenmitglied ernennen will —, die Aufführung von Robert Reinerts antimilitaristisches Tendenzdrama: „Krieg“ im Schauspielhaus, das aber die Kongreßmitglieder trotz seiner did untertrichternen pazifistischen Gesinnung merkwürdig kalt ließ, endlich die Einführung von Limonade im Hofbräuhaus. Die königlich bayerische Hofbierbehörde hatte diesem unkommentmäßigen Getränke Einlass in die königlich bayerische Anstalt für alkoholische Volksverderbung verschafft, in der richtigen Annahme, daß die meisten Friedenskonferenzen Temperenzler und Abstinenzler seien. (Sie sind außerdem Vegetarier, gehören dem Nonnenbund an und tragen Jägerhemden.) Als die ersten Limonaden- und Seltenerwasserkräften ins Hofbräuhaus kamen, fielen einige Schenkellner in Startrampf.

Die bayerische Volksseele steht vor großen Ereignissen. Am 23. September wird ein großer Tag sein. Die Eröffnung des Oktoberfestes auf der Theresienwiese, zu Füßen der Eisengerippe der im Erststehen begriffenen Ausstellungsgebäude der „Ausstellung München 1908“ und zugleich der Beginn des Prozesses gegen den des Meuchelmordes beschuldigten ehemaligen Zirkusdirektor David Niederhoffer. Die Sensationspresse bekommt alle Hände voll zu tun, 4000 Gesuche um Billets zum Schwurgerichtssaal sind bis jetzt eingelaufen. Natürlich zumeist aus den Kreisen von Besitz und Bildung, wo ein saftiger Mordprozeß auf die franten Nerven gerade so heilkräftig wirkt wie eine Kur von elektrischen Bädern. Vielleicht kommt die Justiz den Gesuchstellern entgegen und sibt über David Niederhoffers Kopf im großen Münchener Kindersaal zu Gericht. Der faßt sogar 5000 Personen.

## Völkerkunde.

Der Selbstmord bei den Chinesen. Bei keinem Volke der Welt ist der Selbstmord so häufig wie bei den Chinesen. Der Chinese, Egoist und Fatalist, fürchtet den Tod nicht und geht auf dem kürzesten Wege aus dem Leben, sobald dieses ihm zur Last wird, oder sobald er einen Vorteil vom Selbstmord zu haben glaubt. Einer der ersten Kenner der chinesischen Volksseele, der bekannte französische Ethnologe und langjährige Geandschäftsarzt Matignon, hat auch über den Selbstmord der Chinesen merkwürdige Einzelheiten berichtet. Der Selbstmord kommt in allen Klassen der Gesellschaft vor. Er ist nicht nur die Krankheit der körperlich und geistig Schwachen, er ist auch die Krankheit der raffiniertesten Lebenskünstler wie der Philosophen. Er ist in China bei den Frauen häufiger als bei den Männern, was sich aus der traurigen sozialen Lage der Frauen im Reiche der Mitte erklärt. Oft ist die Begehung des Selbstmordes ein Akt der Rache. Der Chinese gibt leicht der ersten Zornesbewegung oder der schlechten Laune nach, und diese Bewegung kann ihn dahin bringen, daß er sich selbst den Tod gibt. Aber ein solcher Selbstmörder weiß voraus, daß ihm sein Tod die Gelegenheit zu einer besonders „süßen“ Rache verschaffen kann. Ein chinesisches Sprichwort sagt: „Das Leben wird mit dem Leben bezahlt“. Die Welt erfährt, wer die direkte oder indirekte Ursache eines Selbstmordes ist, die Justiz wird ein Wörtchen mitreden, und wer ihr in die Hände fällt, ist sehr oft ruiniert. Oft ist ein nächtiger Grund genügend, einen Chinesen zu einem so ersten Entschlusse zu bringen. Der Bettler,

der von einem Kaufmann vor die Tür gewiesen wird, hängt sich an dieser auf. Ein Familienvater verliert einen Prozeß, er war im Recht oder glaubte es wenigstens zu sein, vergebens sucht er eine Revision des Prozesses herbeizuführen, aber schließlich verliert er die Geduld und schneidet sich die Kehle durch vor dem Hause seines Feindes in der festen Überzeugung, daß sein Selbstmord die Revision des Prozesses veranlassen und den Ruin seines Gegners herbeiführen wird. Der Chinese, der sich rächen will, trifft alle Vorsichtsmaßregeln, damit sein Tod auch die gewünschten Früchte bringe. Daher steckt er in seine Weste oder in seine Stiefel eine Art Protokoll, in dem er die Gründe auseinandersetzt, die ihm zum Selbstmord bewogen haben, und denunziert der Justiz die Person, die seinen Tod auf dem Gewissen hat. Bisweilen schreibt der Himmliche dieses Protokoll mit Rinde auf seine Haut, da er sehr wohl weiß, daß niemand daran zu rühren wagen wird; denn ein chinesisches Vorurteil behauptet, daß es unmöglich sei, auf die Haut des Toten gezogene Schriftzeichen auszulesen. Dieser Selbstmord aus Rache ist von den Chinesen sehr gefürchtet. Daher dient er oft als Erpressungsmittel. Jemand ein mit Schulden belasteter Bewohner des himmlischen Reiches läßt seine Gläubiger wissen, wenn sie ihn zu verfolgen fortführen, würde er sich vor ihrer Tür aufhängen. Das wirkt sehr häufig.

Bisweilen kommt es vor, daß eine Person, wegen deren sich einer seiner Mitbürger getötet hat, sich seinerseits entleibt, um den Ruin von den Seinigen abzuwenden. Diese Selbstmorde sind sehr bekannt. Unser Gewährsmann erzählt den Fall eines chinesischen Selbstmörders, der im Augenblicke der Tat lebhaft bedauerte, sich nicht vor der Tür zweier seiner Feinde die Kehle durchschneiden zu können, und sich mit einem einzigen begnügen zu müssen.

Eifersucht und Zorn treiben auch häufig die Frau zum Selbstmord. Die Chinesin ist impulsiver wie das stärkere Geschlecht und vor allem sehr den Eindrücken zugänglich. Das Leben in der Familie ist oft ein durchaus trauriges, wenn sich zwei oder drei legitime Frauen unter demselben Dache vereint finden. Rivalitäten entstehen schnell, die Schwiegermutter tut nichts, um die Leidenschaften zu beruhigen, im Gegenteil, sie schürt noch den Brand. Von groben Worten schreitet man schnell zu Schlägen, und in der Erregung greift eine junge, verzweifelte und eifersüchtige Frau leicht zum erlösenden Gift.

Allerdings ist es für einen Gatten unangenehm, wenn seine Frau zum Selbstmord greift, denn die Familie der letzteren interveniert, verlangt Geld und einen guten Satz und droht mit einem Prozeß. Diese Sachlage benutzen manche Frauen zu Erpressungszwecken. Wenn ihre Lage schwierig wird, so drohen sie mit dem Selbstmord und stürzen sich in den Bach, wenn er wenig Wasser hat, oder in einen Brunnen, der, wie sie wissen, leer ist.

Auch die Prostitution ist eine Ursache des Selbstmordes. Die in den Freudenhäusern von dem Besitzer und dem Besucher schlecht behandelten Knaben und jungen Mädchen wählen sehr häufig den Tod durch Vergiftung.

„Das Gesicht verlieren“ ist ein Ausdruck, den in China jedermann versteht und anwendet. Aber es ist schwierig, dafür eine genaue Definition zu geben, denn er wird in zu vielen Situationen angewendet und hängt von zu vielen und besonderen Umständen ab. „Der Verlust des Gesichts“ entspricht allen Verletzungen der Eigenliebe und der Ehre, in seinem allgemeinsten Sinne umfaßt er alle Grade der Demütigung. Ein im Examen gescheiterter Kandidat „verliert sein Gesicht“, ein Wikbold macht sich über jemand auf der Straße lustig, dieser antwortet ihm und bringt die Lächer auf seine Seite, jener „verliert das Gesicht“. „Das Gesicht verlieren oder verloren haben“ ist eine Hauptfrage für jeden Chinesen, mag er ein hoher Würdenträger oder ein Lasträger sein, und oft genug zögert der Himmliche nicht, das Leben zu verlieren, um das Gesicht zu retten. Besonders in den höheren Klassen ist der Selbstmord aus Ehrgefühl in China sehr bekannt. Der letzte Kaiser der Dynastie der Mings wählte den Tod durch Erhängen, als er den Einzug der Mandschu in seine Hauptstadt erfuhr. Er wollte diesen Angriff auf seine Ehre nicht überleben.

**Technisches.**

Schutz gegen Grubenkatastrophen. Um die Entzündung von Kohlenstaub, der zu den gefährlichen Kohlenstaubexplosionen führt, in Kohlenbergwerken zu verhüten, werden auf verschiedenen Stellen selbsttätige Nieseleinrichtungen verläßt. Die beladenen Kohlenwagen, die zum Schacht laufen, lösen automatisch durch Schienenkontakthebel und ähnliche Vorrichtungen, die in gewissen Abständen an den Gleisen angebracht sind, Brausen aus, die die Oberfläche der Kohlen bis zu 20 Zentimeter Tiefe mit Wasser besetzen. Dadurch wird die Kohlenstaubbildung sowohl auf den Hauptquerschlägen als auch auf dem Schachtfüllort erheblich vermindert.

Um bei eingetretener Katastrophe eine Rettung der Bergleute zu ermöglichen, wird von Bergat Reiff vorgeschlagen, in den Gruben Zufluchtsräume zu schaffen, die bei einer etwa auftretenden Schlagwetterexplosion nicht zerstört werden können. Diese Räume wären einerseits an Preßluftleitungen anzuschließen, andererseits auch mit Sauerstoffflaschen auszurüsten, so daß auf jeden Fall für Lüftererneuerung gesorgt ist. Selbstverständlich müßten sie auch dicht schließende Türen erhalten. In diese Räume könnten verschüttete Bergleute sofort flüchten und längere Zeit aushalten. Auch die

Rettungsmannschaft könnte direkt nach diesen Räumen vordringen, ohne Zeit durch Suchen zu verlieren.

**Humoristisches.**

— **Reinfall.** „Ich erlenne jede Krankheit aus den Augen, so sagt mir Ihr rechtes, daß Sie nierentrant sind.“ — „Entschuldigen Sie, aber das rechte is' n Glasauge!“

— **Der mitleidige Pikkolo.** „Ja, mein lieber Pikkolo, jetzt darf ich wieder Bier noch Wein trinken, wenn ich noch ein paar Jahren leben will, sagt der Doktor, nur Limonade!“ — „Warten S', Herr Bierhäusl, ich tanch' Ihnen wenigstens den Viertwärmer 'neim!“

— **Monolog.** Häuserspekulant (der in einem Luftkurort zwanzig Villen vermietet hat): „Dummes Geschwätz, wenn man sagt, man kann nicht von der Luft leben. Steinreich bin ich von der Luft geworden.“ („Regendorfer Blätter.“)

**Notizen.**

— **Gorkis Roman „Die Mutter“** ist in Rußland von der Zensur verboten worden. Die Behörde hat wieder einmal einen Schlibbürgestreich verübt: Das Verbot erfolgte erst, als der in Lieferungen erscheinende Roman fast vollständig vorlag und sich bereits in Zehntausenden von Exemplaren in den Händen der Leser befand. Beschlagnahmt wurden nur wenige Duzend Bände beim Buchhändler. Natürlich hat infolge des Verbots die Nachfrage gewaltig zugenommen und der Roman wird jetzt in russischer Sprache aus Deutschland bezogen.

— **William Marshall,** Professor der Zoologie an der Universität Leipzig ist im Alter von 62 Jahren gestorben. Eine Reihe populär-wissenschaftlicher Werke wie: „Spaziergänge eines Naturforschers“, „Deutschlands Vogelwelt im Wechsel der Zeiten“, „Die deutschen Meere und ihre Bewohner“, „Zoologische Plaudereien“, haben ihn auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Auch durch gute Uebersetzungen fremdsprachlicher zoologischer Werke hat sich W. verdient gemacht, wie Housah „Tiere als Arbeiter“ und Girod, „Tierstaaten“.

— **Der Komponist Ignaz Brüll** ist in Wien einer Darm-entzündung erlegen. Er stammte aus Mähren (geb. am 7. November 1848) und trat zuerst als Klavierpieler hervor. Als Komponist hatte er entscheidenden Erfolg mit der Spielfoper „Das goldene Kreuz“, die 1875 zuerst in Wien aufgeführt wurde und dann über alle deutschen Bühnen ging. Es war so recht ein Werk des überkommenen Durchschnittsgemades. Seine späteren Opern: „Bianca“, „Das steinerne Herz“, „Schach dem König“ u. a. fanden nicht mehr den gleichen Anhang. Brüll gehörte zu den Künstlern, von denen nur ein Werk einschlägt und die nie mehr den Erfolg an sich zu fesseln vermögen.

— **Ein Elektrizitätswerk** unter Ausnutzung von Ebbe und Flut soll demnächst in Cuxhaven errichtet werden.

— **Ein Museum für Photographie** wurde von dem Professor Herm. Krone der Dresdener Technischen Hochschule geschenkt.

— **Ozeanrekords.** Anläßlich der ersten Fahrt der „Lusitania“, des neuesten Seeungetüms der englischen Cunard-Linie, das aber hinter den Leistungen der Norddeutschen Lloyd-Dampfer um einiges zurückbleibt, erinnert die „Köln. Ztg.“ an die Entwicklung der Dampferschnelligkeit. Es brauchten: das englische Schiff „Sirius“ im Jahre 1838 von Queenstown bis New York 17 Tage, „Cambria“ (Cunard-Linie) 1843 von Liverpool nach New York 14 Tage, „Scotia“ (Cunard) 1862 von New York nach Holyhead 9 Tage, „Alaska“ (Gruion) 1882 von Liverpool nach New York 7 Tage 17 Min., der amerikanische Dampfer „City of Paris“ 1880 auf derselben Strecke 6 Tage, „Lucania“ (Cunard) 1894 auf derselben Strecke 5 Tage 8 Stunden, „Kaiser Wilhelm der Große“ (Norddeutscher Lloyd) 1897 von Southampton nach New York 6 Tage, „Deutschland“ (Hamburg-Amerika-Linie) 1900 von New York nach Plymouth 5 Tage 7 Stunden 38 Minuten, „Kronprinz Wilhelm“ (Norddeutscher Lloyd) auf derselben Strecke 5 Tage 8 Stunden 18 Minuten, „Deutschland“ 1903 von Cherbourg nach New York 5 Tage 11 Stunden 51 Minuten, „Kaiser Wilhelm II.“ (Norddeutscher Lloyd) 1906 von New York nach Plymouth 5 Tage 8 Stunden 16 Minuten. Da der letzte und größte Tiefendampfer des Norddeutschen Lloyd, die „Gäcilie“, auch nicht ihre Vorgängerinnen an Schnelligkeit übertraf, fragt sich, ob nicht vorläufig ein gewisses Maximum der Fahrgeschwindigkeit für solche Kolosse erreicht sei.

— **Wekame auf Leichensteinen.** Auf den Kirchhöfen von New York kann man seltsame Grabinschriften lesen, die den Geschäftsgeist des amerikanischen Volkes aufs krassste zum Ausdruck bringen. So heißt es z. B. auf einem Grabstein: „Unter diesem Steine wird eines Tages James Volton ruhen; augenblicklich aber leitet er noch in glänzender Weise in der 15. Avenue Nr. 57 das wohlbelannte Schuh- und Ledergeschäft J. Volton u. Co.“ Eine andere Inschrift lautet: „Hier liegt John Smith; er richtete gegen sich selbst einen Revolver, System „Colt“ und war augenblicklich tot. Der Revolver „Colt“ ist die beste Waffe für Selbstmörder!“ Geschmacl-loseres hat der Kapitalismus, dem alles Ware und Geschäft ist, selten hervorgebracht als diese Totenklünder.